

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 8

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

83

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Rendez-vous der feinen Leute

Die menschliche Gesellschaft wäre grundsätzlich in zwei Kategorien einzuteilen, in die Gesellschaft schlechthin und in die sogenannte gute Gesellschaft.

Außerdem gibt es noch das, was man «eine schöne Gesellschaft» nennt. Aber das ist eigentlich keine eigene Abteilung. Das ist nur ein Ausdruck, der sowohl auf die Gesellschaft schlechthin als auch auf die gute Gesellschaft angewendet werden kann.

In einen von beiden Fällen mit größerer Berechtigung.

Suchen Sie sich aus!

Weiter wäre dieses zu bemerken:

Die meisten Menschen gehören über weite Strecken ihres Lebens der Gesellschaft schlechthin an. Infolgedessen sehnen sie sich unablässig darnach, vollgültige Mitglieder der guten Gesellschaft zu werden.

Um dieses hohe Ziel zu erreichen, gibt es verschiedene Wege.

Am einfachsten ist es, man wird reich. Zum Beispiel indem man seinen Vater, seine Großmutter, einen Onkel aus Amerika oder eine Tante aus Unterengstringen beerbt. Oder indem man eine Bierbrauerei heiratet. Oder indem man in Sizilien Orangen aufkauft und sie, ohne daß man nur eine einzige davon gesehen hat, nach Finnland weiterleitet, von wo man sie gegen Tannenholz in Schweden austauscht, welches man nach Deutschland schickt, wo sie Harasse daraus anfertigen, die man gegen Orangen in Sizilien ...

Nun, undsoweiter ...

Ich weiß da nicht so genau Bescheid, denn mir sind bis heute leider nur anständige Arten des Gelderwerbes bekannt geworden.

Relativ anständige ...

Natürlich gibt es auch noch andere Möglichkeiten, der Anonymität der Gesellschaft schlechthin zu entinnen und in die gute vorzustoßen.

Zum Beispiel indem man am Schauspielhaus das Kätschen von Heilbronn spielt, am Theater den Rigoletto singt und im Stadthaus Farbiges unter Glas ausstellen darf. Sogar das Schreiben in einigermaßen gelesenen Zeitungen kann einem eine Eintrittskarte in die gute Gesellschaft verschaffen. Allerdings ist das meistens keine Dauerkarte. Sie sehen, man kann auf diverse Arten die soziale Stufenleiter hinauffallen.

Die Frage ist nur, inwieweit der Fall wünschenswert sei.

Das Leben auf der Sonnenseite der Gesellschaft hat nämlich auch seine ausgesprochenen Schattenseiten.

Zum mindesten hat es eine.

Sie heißt: Party ...

Für Leute, die so gebildet sind, dieses Wort nicht zu kennen, erkläre ich es rasch.

Es bedeutet etwa: Einladung. Oder auch: Gesellschaft. Oder aber ...

Warten Sie, ich erzähle Ihnen lieber, wie die Sache im einzelnen zu- und hergeht. Und zwar vom bitteren Anfang an bis zum womöglich noch verheerenderen Ende ... Ich bin dazu legitimiert. Denn erst neulich war ich wieder an einer. Uebrigens: an meiner letzten.

Es begann damit, daß ich in der Badewanne saß. Mitunter muß das sein. Außerdem verpflichtet das Sitzen in Badewannen ja noch lange nicht zur Wäsche. Respektive zur Waschung. Man kann auch ganz einfach dasitzen, «Granada» singen

und nautische Spiele mit der großen Zehe treiben.

Dies nebenbei.

Ich saß also, lau bis zum Hals hinan, in der Wanne. Da klingelte es. Das Telefon. (Um noch einmal abzuschweifen: Telephone klingeln immer dann, wenn sie nicht sollten. Wenn sie müßten, klingeln sie nicht. Oder ist das nur eine Tücke des meinen?)

Gut, es klingelte.

Siebenmal ...

Worauf ich Unchristliches von mir gab, aufstand, Nasses in Strömen absondernd zu dem schwarzen Teufelskasten keuchte und den Hörer abnahm.

Am andern Ende flötete es weiblich.

«Hallo, Wolly ... hier ist ...»

Nein, ich verrate die Adresse nicht. Ich habe ein paar Feinde, die sollen ruhig auch hereinfliegen.

Um es kurz zu machen: sie lud mich ein. Zu einer kleinen Party. Freitag um sieben Uhr. Es würden nur ganz reizende Leute da sein. Die Bächlers. Die Webers. Ein Fräulein Köhler. Und die Mattmüllers. Und sie und ihr Mann, und sie beide würden sich freuen, wenn auch ich ...

Ich gestehe es: ich war feige. Ich hatte in Sekundenschnelle viertausendzweihundertachtundsechzig Ausreden bereit, denn ich lüge in verblüffend kurzer Zeit verblüffend vieles. Ich hatte – um nur einige Beispiele zu nennen – a) am Freitag gegen sechs Uhr eine Unterkieferoperation, b) eine Besprechung mit dem Franz Mächler, c) ein Interview mit Alt-Bundesrat Celio, d) Beginn einer Abmagerungskur, e) Beginn einer Mastkur, f) schon eine andere Party und g) ein Rendez-vous in Marrakesch.

Das alles hatte ich bereit. Doch ich war feige und machte keinen Gebrauch davon.

Man ist immer feige, wenn es darum geht, Parties abzusagen.

Also mußte ich hin.

Das heißt, ich mußte nachher hin. Zuvor hatte ich Blumen einzukaufen.

Blumen laufen, vor allem im Januar, nicht unwesentlich ins Geld. Das schäbigste Gestrüpp kostet einen Betrag, der einem einen höchst vergnüglichen Abend mit einer bevorzugten Dame gemäßigten Appetites gewährleisten würde. Stattdessen muß man für das Sündengeld Aesthetisches mit Asparagus kaufen und der Dame des Hauses überreichen. Diese legt es in die Küche und vergißt es dann einzustellen. Doch darauf kommt es ja auch schon gar nicht mehr an.

Ich ging also, viel Chlorophyll in den Händen, hin.

Zwanzig Minuten zu spät.

Die Dame des Hauses lächelte. Aber

in ihren Augen standen angebrannte Kartoffeln und verkochte Karotten. Es war ein kleiner Trost.

Dann stellten sie mich vor. Ich drückte diverse weibliche und einige männliche Hände. Dazu wurden mir die Namen serviert. Nach fünf Minuten hatte ich zwei davon vergessen und von den andern wußte ich nicht mehr, zu wem sie gehörten.

Nur die Wilsons merkte ich mir, denn die Wilsons sind Amerikaner. Der Mann studiert hier Germanistik und spricht infolgedessen kein einziges Wort deutsch. Die Frau ist Grönländerin. Sie haben sich in Italien kennengelernt sowie zwei Kinder.

An jeder besseren Party der Schweiz ist ein Renommier-Amerikaner vorhanden. Es kann aber auch ein Inder sein. Oder ein Italiener. Hauptsache Ausländer. Das zeugt von Welttoffenheit und belebt die Unterhaltung, denn es ist höchst erfreulich, daß man wenigstens auf diese Weise seine fremdsprachigen Kenntnisse loswerden kann. Und dazu noch in aller Öffentlichkeit. Schade ist nur, daß mindestens drei Eingeladene die betreffende Sprache nicht beherrschen.

Doch auch das ist noch nicht schlimm.

Schlimm ist nur, daß sie meinen, sie beherrschten sie ...

Uebrigens: als ich kam, saß niemand.

Was Eingeweihten natürlich ganz klar ist. Zu Beginn respektabler Parties steht man und hält sich verzweifelt an seinem Cocktailglas fest. Dazu betreibt man Konversation.

Etwa so:

«Sie haben aber ein hübsches Kleid an Frau Weber!»

«Mattmüller!»

«Oh, pardon ...»

Nun, in dieser Preislage etwa.

Sehr gut ist auch:

«Reizende Wohnung, die Weißlingers da haben!»

Worauf zu antworten ist:

«Ja, es sind auch reizende Leute!» Oder:

«Ja, und auch so reizende Vorhänge!»

Hauptsache ist, daß möglichst viel reizend ist. Mit dem Wort «reizend» kommt man meistens bis zum Nachtesse durch.

Selbiges pflegt schlimm zu sein.

Auch meines war so.

Sie setzten mich neben das Fräulein Köhler. Sie war Besitzerin einer boutique. Die Hälfte ihrer Waren hatte sie an. Ich bemerkte unter anderem zwei Clips aus rotem Stroh, eine Halskette aus polierten Kieselsteinen, ein Armband aus Korallen, einen Ring mit rohem Bergkristall, eine Brosche aus Email,

CityHotel zürich

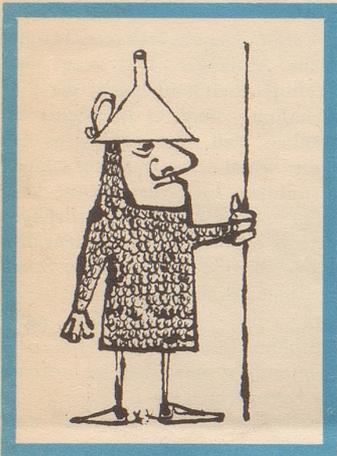
Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437

auf der sich ein zylindrisches Pony bäumte, sowie eine konisch verlaufende Warze. Sie war das einzig Echte an der Dame.

Sie schwärmte für Ginsberg. Als sie hörte, daß ich ihn flüchtig kenne, wollte sie alles über ihn wissen. Ich erzählte ihr einiges und kann nur hoffen, daß er es nie erfährt. Sonst kennt er mich noch weniger als bisher.

Vom Essen wollen wir nicht reden. Ich sage nur dies: wenn ich das Kotelett gewesen wäre, das ich essen mußte, wäre ich über die Komplimente, die man der Dame des Hauses für mich machte, vor Scham durch das nächste Schlüsselloch gekrochen. Und wie bequem ich durchgekrochen wäre ...!



Dann: schwarzer Kaffee plus Intellektuellem in Gesprächsform.

Ich notierte – ohne Garantie für die Zusammengehörigkeit der einzelnen Sprachketten:

«Gerade bei Frisch bemerkt man immer wieder ein Ringen um die Transzendenz der ...»

«Sacklinie! Nein, also bitte, erst wenn ich Zwillinge erwarte!» (Heiterkeit.)

«Jaspers sagt darüber ...»

«Kaffeesatz ist für einen Gummibaum das Schädlichste, was es außer ...»

«Elvis Presley – oh no, darling, you don't really mean that! I hate him!»

«Yes, yes!» (Zustimmung von Frau Bächler, die nicht englisch kann.)

«Und dann kam von links der Ginsberg und rief:»

«Mir sagt Jazz gar nichts!»

«Ausgenommen man trägt einen Gürtel dazu ...»

Nun, undsowweiter ...

Sie sprachen ferner von einem Leitartikel im «Figaro», einem Sexualmord in Delhi, der deutschen Ausgabe von Proust, der Dressur von Boxern, Arden for men, Rolf Liebermann, Adenauer, Eisenhower, Kadar, Helena Rubinstein, Chaplin,

Schönheitschirurgie, traumatischen Kindheitserlebnissen, vorgeburtlichen Einflüssen, Vico Torriani und einem Herrn Kalbermatten, der sich letzte Woche in der Badewanne erhängte, weil er bei einer Transaktion in Saudiarabien ...

Zwei Stunden lang.

Dann hatten sie eine neue Platte von Marlene Dietrich.

Dann tanzten sie, bis es an die Decke klopfte.

Vom unteren Stock.

Dann begannen die Gesellschaftsspiele. Farbenraten. Wörterraten. Gegenständerraten.

Dann machten sie das Fenster auf: ein erstes zartes Zeichen.

Aber da keiner zuerst gehen wollte, um die nette Stimmung nicht zu zerstören, blieben alle noch weitere zwei Stunden.

Bis der Herr des Hauses gähnte.

Worauf sie sich verabschiedeten. Und sich gegenseitig einluden, sich demnächst anzurufen und eventuell zu einer kleinen party ...

Mitten im allgemeinen Aufbruch sagte Fräulein Köhler überdeutlich, man möge ihr doch bitte ein Taxi .. Also, ich bot mich an, sie nach Hause zu fahren.

Natürlich wohnte sie entsetzlich entgegengesetzt. Nachdem ich sie abgeladen hatte, verfuhr ich mich dreimal.

Später fand ich dann noch einen Ohrclips aus rotem Stroh im Wagen. Beziehungsweise jemand anders fand ihn. Doch davon wollen wir schweigen ... Parties!

Du liebe Zeit, einmal möchte ich den Mut haben, während eines solchen Gespräches ganz laut zu ... Nun, beispielsweise zu rülpsen.

Aus vollem Herzen.

Und dann ein Cocktailglas gegen den Grammophon zu schmeißen.

Und dem Fräulein Köhler zu sagen: «Entschuldigen Sie, aber seit wann laufen Christbäume frei herum?»

Oder ganz rasch hervorzusprudeln: «Meiner Ansicht nach liegt das Unterbewußt-Bewußte der transzendentalen Relativität von James Joyce außerhalb der neorealistischen Schallgrenze für pubertäre Kompensationskomplexe in Suspensionenform!»

Und dann ganz stolz aufstehen, eine Verbeugung machen, einen



fremden Hut nehmen und an einer Strickleiter aus dem Fenster enteilen ...

Nun, das ist ja alles gar nicht mehr nötig. Ich gehe an keine Party mehr. Bestimmt nicht.

Denn wer an einer war, war an allen ...

Und ...

Pardon, es klingelt.

Telephon!

Wie bitte?

Was?

Nächsten Freitag? Um acht?

Natürlich gehe ich hin ...



Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Und weil ich da neulich ...

Doch zuerst etwas anderes. Etwas Grundsätzliches.

Mit mir ist etwas nicht in Ordnung. Wirklich nicht. Denn ich habe in der letzten Zeit ein bejammernswertes Geschick, an heiße Eisen zu geraten. Sogar dann, wenn ich es gar nicht will.

Und bei dem Fall, um den es heute geht, wollte ich tatsächlich nicht.

Es handelt sich um die paar Sätzchen, die ich über die wundervolle Photo-Ausstellung «The family of man» geschrieben habe.

Beziehungsweise die paar Wörtchen, die ich im Anschluß an die Hymne auf die Ausstellung etwas zu laut vor mich hingedacht habe.

Da ich nicht annehmen kann, daß Sie den vorletzten Nebelspalter noch besitzen, zitiere ich rasch:

«Nehmen Sie, so Sie Bekannte in dieser Richtung haben, einen Maler mit. Denn alle Maler sollten sich diese Ausstellung anschauen. Damit sie sich schämen.

Weil heute keiner mehr den Mut hat, den da Photographen aufbrachten. Den Mut, Bildnisse unserer Zeit zu geben.

Ganz gegenständliche, wahrhaftige, ungequälte Bilder unserer Zeit.

Und nicht «Abstraktion 57 mit großer Außenschleife».

Das klingt reaktionär. Aber wenn man es ein bißchen näher bedenkt, ist es eigentlich viel moderner als viel Modernes in sehr modernen Bilderausstellungen moderner Maler.»

Voilà!

Und auf diese paar Zeilen hin habe ich von Herrn Ernst K. in Hohfluh einen länglichen Brief bekommen. Was sage ich: einen Brief? Eine regelrechte, ausgewachsene Kapuziner-Predigt. Eine an Abraham a Santa Clara geschulte. Daß mir Herr K. darin nicht mit Pechregen, Schwefelbad und anderen unschönen Einrichtungen droht, schreibe ich lediglich einem Versehen zu. Wahrscheinlich war er zu erregt, als er seinen Brief hingefetzt hat und hat es deshalb vergessen.

Vielleicht holt er es noch nach.

Was mich allerdings betrüben würde, denn vor einiger Zeit hat er mir schon einmal geschrieben und mich für ein paar Ferientage eingeladen. Und ich wäre immer noch bereit, sie bei ihm zu absolvieren. Obwohl ich natürlich immer ein bißchen Angst hätte, er gebe etwas Arsenik in meine Suppe.

Der Brief begann so:

«Es ist keine Schande, wenn man etwas nicht versteht, aber eine Sünde, wenn man trotzdem darüber urteilt.

Wenn Sie das Bedürfnis haben, ein Bild unserer Zeit zu besitzen, kaufen Sie sich eine Reproduktion von Picassos «Guernica».»

Vielen Dank für die Anregung, Herr K.! Allerdings kann ich sie nicht aufgreifen. Ich möchte in meinen vier Wänden nicht «Guernica» aufhängen. Ein kleines Schulwandbild von Braque, ein Akt von Matisse und der Balzac II. von Picasso genügen mir. Und «Guernica» habe ich mir im Palazzo Reale in Mailand während der großen Picasso-Ausstellung vor ein paar Jahren angeschaut. Nicht ohne Erschütterung übrigens ...

Doch dies nur nebenbei.

Und nun höre ich weiter:

«Leute wie Sie sind schuld, daß ein Le Corbusier in der Schweiz kein Barwerk ausführen konnte.»

Das ist, mit Verlaub gesagt, Unsinn. Daran bin nicht ich schuld. Das liegt ausschließlich an meinem Vater. Wenn der zwölffache Millionär wäre und ich mir bei ihm ungefähr eine Hälfte seines Vermögens ausleihen könnte, hätte ich spätestens in einem Jahr eine von Le Corbusier gezeichnete Villa im Tessin.

Bitte beschweren Sie sich bei meinem Herrn Papa! Seine Adresse können Sie sofort haben. Karte genügt.
Doch nun weiter:

«Leute wie Sie haben einem Maillart das Brückenbauen in der Schweiz sozusagen verboten!»

Auch das stimmt nicht! Ich habe dem Maillart das Brückenbauen genau so wenig untersagt, wie ich es dem Duttweiler erlaubt habe. Das dürfen Sie also nicht sagen. Auch wenn Sie es nur symbolisch meinen. Wirklich nicht.
Und weiter:

«Leute wie Sie waren es, die Giedion als kleinbürgerliche Machtcliquen titulierte hat und damit die Wahrheit sprach.»

Hier habe ich nichts einzuwenden. Weil ich nämlich den Giedion nicht kenne. Ist das sehr schlimm? Und weil ich ihn nicht kenne, tun Sie mir nicht weh. Beleidigungen von mir unbekanntem Menschen bin ich gewöhnt. Die machen mir nichts mehr aus.
Und immer weiter feste druff:

«Leute wie Sie sind schließlich schuld, daß heute noch Asphaltwüsten, genannt Städte gebaut werden, weil Sie in Parlament, Behörden, Räten, Kommissionen sitzen und in der Kunst einen Abklatsch ihrer Sentimentalitäten sehen wollen.»

Glauben Sie mir, Herr K., ich lege mindestens drei Hände dafür ins Feuer, daß ich weder in einem Parlament noch in einer Behörde sitze. Und ich würde es auch nie wollen. Beziehungsweise: ich habe es nicht gewollt. Bis Sie mir geschrieben haben. Obigen Satz Der Gedanke, daß man den Bau von Städten einstellen könnte, hat mich zutiefst erschreckt. Ich bin nämlich ein unverbesserlicher Asphaltwüstensohn. Ich würde krank, wenn ich nicht in einer Stadt leben dürfte. Wenn ich nicht durch die nächtlichen Straßen schlendern könnte, vorbei an grauen Kästen mit blaßrot erhellten Fenstern, vorbei an rissigen Mauern mit zerfetzten Plakaten, vorbei an Pflützen, in denen Neonlichter baden, vorbei an gurgelnden Gossen, vorbei an Bogenlampen, vorbei an den Kneipen der Außenquartiere, denen Männer entorkeln und vor qualmverhangenen

Türen bunte Frauen scheppernd lachen ...
Bitte sehr, auch das ist schön: ein Bergdorf im Morgenlicht mit Dächern, die sich ducken wie gefleckte Hauskatzen. Und ein Lärchenwald, der im Herbst verbrennt, ist schön. Und ein Aehrenfeld mit dem sündhaften Rot des Mohnes. Und Schilf in der zitternden Hitze des Augustes. Und ein Teich, um den im frühen Herbst die Goldruten (solidago virgo aurea) stehen. Und ...
Aber nichts von alledem kommt einer jener Asphaltwüsten, genannt «Städte», gleich.
Nichts.

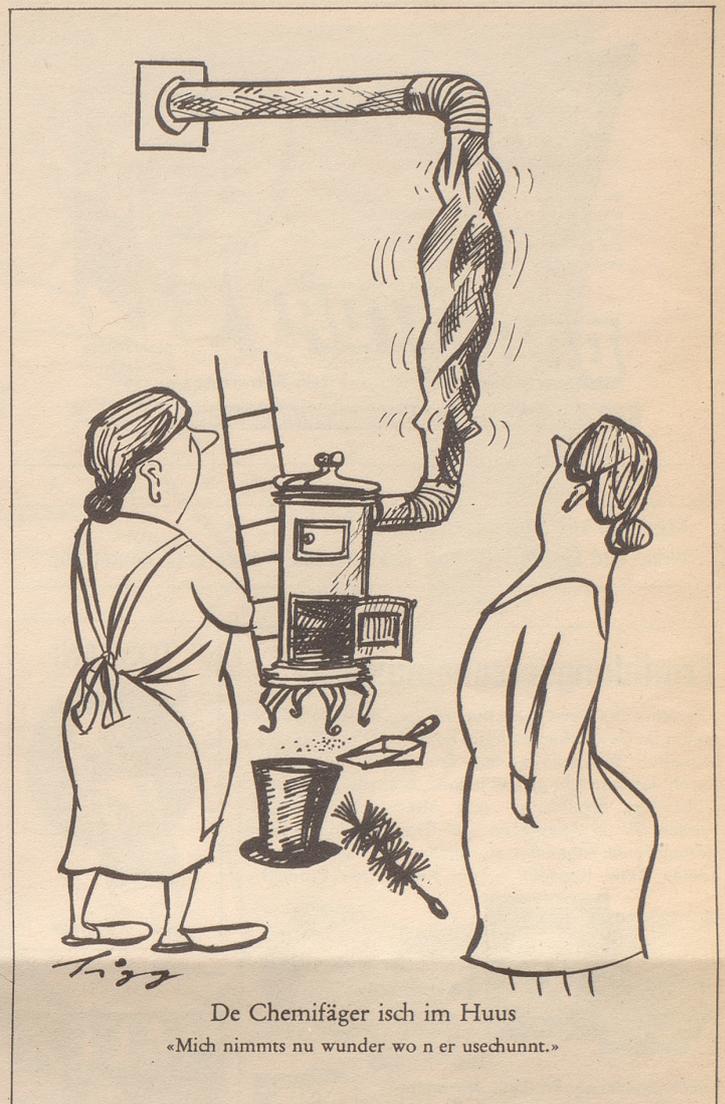
Für mich ...
Und deshalb segne ich alle großen Baumeister und alle kleinen Architekten und selbst die hintersten Bauzeichnerlein, die dieses wundervolle, geschmacklose, großartige, scheußliche, überwältigende Durcheinander von Stilen und Richtungen, von Geschmack und Kitsch, von Schönheit und Häßlichkeit, genannt «Stadt» zusammengewürfelt haben ...
Das wollte ich schon lange einmal zu Protokoll geben. Und wenn man mich jetzt «Asphalt-Literat» schimpft, nun bitte. Solange sie mir den Asphalt nur lassen, bin ich ganz zufrieden ...
Doch weiter in Ihrem Text:

«Wenn Sie sich nicht aufraffen können, einmal ganz tief zu tauchen, bis an den Rand des Verücktwerdens sich zu konzentrieren, werden Sie ewig an der Oberfläche schwimmen.»

Das wollen wir überhört haben, nicht wahr?
Weiter:

«Werden ein Leben lang naturalistische Malerei der abstrakten vorziehen. Und wenn Sie nach außen einen Bourgeois noch so verabscheuen und im Schlafzimmer auch kein «Gebet einer Jungfrau» hängen haben. Sie bleiben im Fahrwasser des 19. Jahrhunderts. Verspotten die sentimentale Pfütze in der Sie selbst schwimmen. Aber auf die höhere Warte werden Sie nie gelangen, wenn Sie sich nicht selbst aufraffen können, den Kopf ins klare Wasser der modernen Kunst, der Wahrheit zu stecken!»

So, das wär's.
Und dazu hätte ich etwas zu sagen. Dieses:
Mit der Prophezeiung, ich werde ein Leben lang naturalistische Malerei der abstrakten vorziehen, haben Sie unrecht. Hätten Sie geschrieben, ich werde konkrete Malerei der abstrakten immer vorziehen, hätten Sie eventuell recht gehabt. Noch treffender wäre gewesen, wenn Sie behauptet hätten, ich



werde immer gute konkrete Bilder schlechten abstrakten vorziehen.
Um ehrlich zu sein: wenn es über ein und dasselbe Thema ein gutes konkretes und ein gutes abstraktes gibt, dann ziehe ich das konkrete vor.
Um konkret zu werden: «Guernica» hat mich erschüttert. Aber das war nichts gegen die Erschütterung vor Goyas Kriegsbildern ...
Schauen Sie, und das mit dem Fahrwasser des neunzehnten Jahrhunderts: wenn Sie darunter Renoir, Daumier, Cézanne, Toulouse-Lautrec und Van Gogh verstehen, dann bleibe ich ganz gerne in seinem Fahrwasser.
Was nicht daran hindert, daß ich meinen eventuellen Kindern gerne einen Miro in ihr Zimmer hänge. Oder die Märchenvögel von Klee. Oder einen Mondrian.
Trotzdem bitte ich Sie, mir gütigst verzeihen zu wollen, wenn ich gerade die Bilder dieser sicherlich großen Maler nicht als wirkliche Abbilder unserer Zeit betrachten kann. Sie sind – bestenfalls – Licht-

blicke in einer Zeit, die immer mehr ins Dunkel fällt ...
Ich gebe etwas zu: vielleicht sehe ich noch nicht gut genug. Aber das ist nur eine Vermutung, an die ich nicht ganz ernstlich glaube. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß eine der Forderungen, die man an ein Kunstwerk stellen darf, diejenige der Verständlichkeit sei.
Die meisten abstrakten Bilder sind mir aber unverständlich.
Und kommen Sie mir bitte nicht mit dem Argument, die großen Maler von heute malten eben für morgen.
Rembrandt hat für seine Zeitgenossen gemalt.
Goya auch.
Grünwald ebenfalls.
Sehen Sie, und gerade so einer wie dieser Grünwald müßte wieder kommen. Sein Christus auf dem Isenheimer Altar trägt alles Leid der Welt in sich.
Einer müßte das große Leiden unserer Zeit so malen wie er.
So konkret wie es für Millionen Menschen dieser Erde ist!

Die *Mido* Uhr
die Anspruchslose
A. FISCHER
Edig. dipl. Uhrmacher
Seefeldstraße 47, ZÜRICH